Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 2 (1912)

Heft: 40

Artikel: Zwischen Abend und Morgen [Schluss]

Autor: Matthey, Maja

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642072

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 40 · 1912 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“ | 5. Oktober

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Herbstmorgen.

Von Otto Volkart.

Herbstmorgen, taubekränzt,
Weite Welt im Sonnenschimmer!
Duft ums Haupt der Berge glänzt,
Silbernkühler Nebelflimmer.

Ueberm braunen Acker geh'n
Mit der Pflugschar pralle Pferde,
Farbenreich die Wälder steh'n,
Leuchtendfroher Schmuck der Erde!

Kühe weiden überall;
Welch ein Klingen! Welch ein Läuten!
Jeder Schall und Wiederhall
Will dem Herzen Glück bedeuten.

Zwischen Abend und Morgen.

Tessiner Novelle von Maja Matthey. (Schluß.)

Da war die Mutter Alfa gewesen, die, als sie gestorben war, ehe ihr Kindlein lebte, durch das Dorf von Haus zu Haus ging und an die Fenster klopfte, bis die Mütter ihre Fenster öffneten. Da hatte sie sie angeblasen und die Mütter waren fiebrig geworden, und das Sterben hatte begonnen im Dorfe und war in jede Hütte gezogen, bis überall mehr Tote als Lebende waren.

Sie sagten, es sei damals die Pest gewesen und nicht die Mutter Alfa. Aber die Großmutter wußte es anders. Die Mutter Alfa hatte sich so gerächt an den glücklichen Müttern, die ihre Kindlein ins Leben stellen konnten. Alle diese Erinnerungen standen auf in der Dunkelheit und pochten an die Herzen der Weiber und füllten sie an mit Angst und einem seltsamen Gefühl von Trauer und Lust an Grauen, das ihnen durch den Körper floß wie ein magnetischer Strom.

„Wo sind unsere Männer, die Faulenzer, die Taugenichtse?“ schrie die Gina. „Sie mögen uns die Eimer am Brunen füllen.“ „Wo steckt ihr?“ fragten die andern, erfreut, daß ihre Einsamkeit aufhören sollte und das starke Lachen der Burschen und ihre derben Scherze ihnen die Angst verscheuchen kam.

Die Jungmannschaft horchte auf bei dem ersten Rufe. „Es ist deine Gina,“ spöttelten sie, „die dich nach Paris schickt.“ „Meine Gina braucht mich, wenn sie nach mir ruft,“ antwortete würdevoll der Gehänselte. „Davon wißt ihr nichts, ihr ledigen Grashopser.“

„Die andern riefen nach uns,“ gaben sie zurück.

„So gehen wir zusammen,“ entschied der Mann der Gina.

Sie trällerten ein Liedlein heiter in den Abend und eilten zum Brunnen und taten, was die Weiber sie geheißen. Bedächtig ließen sie einen Eimer nach dem andern in die Brunnentiefe und zogen ihn herauf, bis alle gefüllt waren.

Die Angst der Weiber war verflogen, als die Burschen bei ihnen waren, und die Gina sagte leise: „Gehst du wirklich nach Paris?“

„Ja,“ antwortete er. „Ich will für drei arbeiten — für dich und das, was mit dir herumläuft, — und für mich.“

Sie war es zufrieden. Hinter ihnen schleppten die Burschen das Wasser nach zu der Abendsuppe, und bald stieg aus jeder Hütte ein Räuchlein in die Nacht.

Die letzte Hütte des Dorfes lag abseits von den andern, die zusammenstanden wie eine Herde Schafe. Sie war dem Schutze der Nachbarschaft entzogen und stand allein im Mattland, vom überhangenden Berg überdacht. Die grünen Holzläden daran waren geschlossen. Kein Lichtschimmer drang aus dem Innern heraus in die Nacht, die in dem entlegenen Bergdorfe stärker wirkte, gleichsam, als könnte sie hier ihre Urkraft entfalten und dunkel und geheimnisvoll über der Erde lagern, über dem Leben und den leisen Geräuschen, die den Schlaf der Natur unterbrachen.

Endlich wurde der Mond über den Bergen sichtbar. Seine Scheibe zog langsam durch das Dunkel, wie eine Taubenschwinge und es war friedlich anzusehen, wie in dem Düster eine leuchtende Spur zurückblieb, dort, wo der Mond vorher gezogen war. Es war wie ein Symbol der Erinnerung, der Vergangenheit, die lange nachtönt und glänzt.

Die gelben Herbstblumen des kleinen Gartengeviertes, das vor dem ärmlichen Häuslein der Erminia seine spärliche Pracht steif und anspruchslos entfaltete, kehrten ihre Köpfe dem Mondlichte zu und wurden wächsern und starr, wie Totenblumen, die nicht rauschen mit den Blättern und duftlos und traurig sind.

Die Erminia, die jetzt in dem Hüttlein mit dem Tode kämpfte, hatte das Gärtlein gepflegt. Neben ihr drehte die Christina, ihre Mutter, murmelnd die Perlen am Rosenkranze, oder fuhr sich mit der Hand über die Triefaugen, um die Tränen fortzuwischen, die wie ein tropfender Schleier vor ihrem Auge lagen. Es war schwer zu sagen, wer armseliger daran war, die da auf dem Bette lag, oder die alte Christina, ihre Mutter, die sich duckte unter dem rauhen Griff des Schicksals. Sie war die ärmste Sünderin im Bergdorfe, und niemand von den Frauen und Mädchen erinnerte sich, sie anders als armselig gekannt zu haben.

Nur wenn die Greise, die auf den Steinstufen saßen, für einen Augenblick den Tabak ausspuckten und in einer umständlichen Wichtigtuerei neuen aus dem Lederbeutel hervorzogen, blinzelte einer oder der andere, als wäre er von einem plötzlich zuckenden Flackerfeuer geblendet worden.

„Die Christina," murmelte er dann wohl und tastete suchend im Lederbeutel herum, bis ihm das Prieslein gefiel, das er zum Munde führen wollte.

„Die Christina," fing sein Nachbar das Wort auf, das auch seine Erinnerung geweckt hatte.

Weitere Bemerkungen tauschten sie nicht aus. Kein Neugieriger erfuhr, was an Schätzen der Erinnerung, wie ein Strauß hinter einem verstaubten Glasrahmen, in ihren runzligen, grabreifen Stirnen arbeitete.

Vielleicht hatte der Hunger die Christina in den Leichtsinn getrieben, damals, als noch ihr Leib den kargen Reiz einer ungepflegten Jugend besaß; vielleicht war es die Sehnsucht, nach einer zärtlichen Hand, die nach des Tages Arbeit ihr den Schweiß von der flachen Stirne wischen würde.

Sie hatte nicht verstanden, bei dem Liebesgetändel ihren Vorteil zu wahren und blieb so arm und gering, daß keiner im Dorfe sie zum Weibe begehrte. So kam es, daß sie ihrer Heimat zwei Kinder schenkte, deren Väter sich der genossenen Lust nicht erinnern mochten und es verschmähten, die Christina mit ihrem Nachwuchs zu ehelichen. Ihr Erstgebornes starb, ehe es groß war. So blieb ihr die Erminia, die jetzt am Sterben lag, und der sie außer dem Leben nichts gegeben hatte als ihre eigenen ungeregelten Triebe und die Kraft, wie ein Tier stumpf und schwer zu arbeiten.

Mit dem Frühlingsstürmen, die dem Berglande den Winter aus den Hängen und Schluchten trieben und ihm das Grün aus den Flanken lockten, war es geschehen, daß ein Bursche an die Schlafkammer der jungen Dirne klopfte.

Er brachte ein stark duftendes Reislein mit, das er sich in den Gärten der neuen Villen gepflückt hatte.

Die Erminia bog das Reislein hin und her. Sie hielt es unter ihre Stumpfnase und roch daran. Es hauchte einen süßen Atem aus, den sie lächelnd und blinzelnd in sich einsog.

Da merkte der Bursche, daß die Dirne Freude hatte an duftenden Pflänzlein und es ihm leicht sei, ihre Gunst zu gewinnen. Von den duftenden Pflänzlein konnte er genug in den breiten Taschen seiner Leinenhosen bergen, wenn er in den schönen Gärten zu den Marmorbecken lief, um daraus das Wasser zu schöpfen.

So kam es, daß das Gartengeviert vor dem armseligen Häuslein der alten Christina voll fremdländischer Blumen und Sträuchlein wurde, die im Frühling zart in den Farben waren und im Sommer heiß und leuchtend glühten, bis im Herbst die wächsernen Totenblumen allein übrig blieben von der Pracht, die in dem Gärtlein gediehen war. Die Erminia hatte alle Pflänzlein gepflegt, ihnen die Wurzeln zurecht gestutzt, wenn sie aus dem feinen Erdreich in ihr rauhes Land verpflanzt wurden und begannen, die Köpfe hängen zu lassen wie ein schmollendes Kind, dem der Brei, der vor ihm steht, nicht mundet. Die Erminia ließ nicht nach mit ihrer Pflege, bis die Pflänzlein zu wurzeln und zu wachsen begannen und fröhlich ihre stolzen Zweige in dem Gärtlein der Armut mit Blumen besteckten.

Um diese Zeit bekamen ihre Augen einen unsteten, fieberischen Glanz, und die Nachbarinnen fingen an, ihre Zungen in Bewegung zu setzen, daß sie liefen wie ein Bächlein so flink und gleitig.

Die Christina hatte taube Ohren und verstand nicht, daß das eifrige Zungenspiel der Dörflerinnen ihrem Kinde galt, der Erminia, die achtzehnjährig war. Die Gutmeinenden schalten mit der Christina und schrien ihr in die Ohren, daß sie für sich zu viel von ihrer Tochter verlange, und daß es ihren alten Knochen anstehe, sich zu regen, damit etwas Ersparnes den Burschen zur Heirat mit der Erminia reize. Die Christina blickte die Sprechenden blöde an. Ihr mageres Gestell hatte kein Uenzlein Fett angesetzt, und im Kreuz, wo ihr die Hutte den ganzen Tag, Sommer und Winter, aufsaß, waren Schwielen und schmerzende Stellen.

Es gab Scheelsüchtige unter den Bergbewohnern, die neideten der jungen Dirne den bunten Flor im Garten und den fremden Burschen, der sich zu ihr schlich.

Sie baten die Erminia um ein Zweiglein, und als sie einsahen, daß dem Mädchen seine Blumen nicht feil waren, um ein bittendes Wort, warteten sie, bis die Erminia auf dem Felde den Spaten in die Aecker der Bauern stach und am mühseligen Tagewerk war. Dann machten sie sich an die Christina heran und bedeuteten ihr, was das Mädchen mit dem Burschen trieb.

Die Christina gab ihrer Hutte einen Ruck und stemmte den Schirm, den sie vor sich hertrug, fester auf den Boden.

Eine Antwort erhielten die Neidischen nicht und konnten nicht erkennen, ob die Christina, ärgerlich über ihre Reden, der Tochter eine böse Heimkunft bereiten würde.

Der Sommer wurde Herbst und die fremdländischen Blumen wurden falb und dürr.

Die Erminia vernachlässigte ihre Pflege. Da wurden sie wie Heu und trockenes Reisig, das dürr und knisternd im Garten liegen blieb, wie es der Wind oder der Mangel an Saft eingeknickt hatte.

Die Augen des Mädchens verloren den fieberischen Glanz und bekamen den stumpfen Blick eines Lasttieres, dem der Zugkarren von der unbarmherzigen Gewalt des Alltags zu schwer beladen wurde. Dem Burschen verging der Geschmack an ihr, die unförmig und elend geworden war. Er warb um eine der Nachbarinnen, die schöner war und von allerlei

Erspartem in den Schubladen sprach, zu denen er den Schlüssel nach der Trauung in die Hand bekäme.

Mit dem Herbststurm, der das Laub rot und leuchtend an den Kastanienbäumen färbte und von dem Gesträuch die Blätter herunterriß und zu Haufen aufschichtete, legte sich die verlassene Dirne auf das Lager. Kein Schrei kam aus ihren bleichen, zusammengekniffenen Lippen. Wie ein Abgestorbenes lag sie da und ließ die Hilfe der Nachbarinnen über sich ergehen, wie die Freundlichkeit des Arztes. So kam ihre letzte Nacht. Ab und zu wischte ihr die Christina den Schweiß von der Stirne und zupfte ungeschickt am Linnen, worauf ihr Geschöpf in einer stummen Verzweiflung die Leiden des Lebens ertrug. Ab und zu kamen die Weiber aus dem Dorfe, die vergessen hatten, daß es dunkel und traurig war, und der Tod auf eine Beute lauerte.

Das Leben war hart. Das Leben war grausam, und eine Frau war fähig, viel zu leiden und sich gegen den Tod aufzulehnen. Das erste Dämmerlicht brach durch die Dunkelheit und ein roter Schein glitt wie ein flüchtiger Pinselstrich über die Schneefelder von der Monte Rosafirne. Die Nacht begann in die Schluchten und Höhlen zurückzuweichen, und langsam stieg der Tag auf. Die Röte der Firne wurde warm und dauernd. Es war, als wüchsen Rosen aus dem Eise, brandrote, leuchtende Lebensrosen, und der Morgenwind fegte kühl in kurzen Stößen über die Felder und strich über die Maisstrünke, bis ihre dürren langen Blätter zu singen begannen, erst leise und schüchtern, dann laut und rauschend.

Eine Klage zog durch die Felder, darauf die Erminia geschafft hatte; die Klage des Herbstes, und der Vergänglichkeit einförmiger, schwermütiger Singsang mischte sich darein. Aus der Hütte tönte ein zaghaftes Stimmchen. Die Erminia hatte ihr Kindlein in die Welt gestellt und sich ausgestreckt zum letzten Frieden.

Die Nachbarinnen sprangen aus der Hütte und zertraten im hastigen Laufen die wächsernen Totenblumen. Atemschöpfend hielten sie an am Brunnen, wo die Dörflerinnen Wasser zum Morgenessen in ihre Eimer füllten. Ihre Gesichter wurden finster, als sie die Botschaft vernahmen und drohende Blitze zuckten aus ihren Augen nach der Jungmannschaft hin. „Die Männer sind schuld am Weiberelend," sagten sie rauh. „Wie glücklich wären wir ohne die Männer, die Faulenzer und Nichtsnutze. Die arme Erminia hat es erfahren." Dieses Mal drangen ihre lauten Stimmen sogar durch die Taubheit der Greise.

„Die Erminia? Die Christina? — Die Christina, die Erminia?" — Das Schlößlein schnappte zu an der Truhe, darin ihre Erinnerungen waren.

Warum störten die Weiber ihnen den Frieden mit ihrem Geschrei? Unwillig humpelten sie aus den Hütten auf die Gasse und stießen auf die Gina, die vom Brunnen zurückkam und an jeder Hand einen Eimer, angefüllt trug.

„Das Mannsvolk," schoß es ihr über die Lippen, „das Teufelszeug." Sie blickte auf und sah, wie die Burschen aus dem Walde her ein frisch geschältes Stämmchen brachten, daraus der Erminia die Sargbretter zu schneiden.

Das Holz duftete süß und war weiß und glänzend anzusehen. Voran ging ihr Gatte, der das Baumstämmchen am Wurzelende gepackt hielt.

„Sie richten das Unheil an" — sagte sie — „ja sie schaffen uns das Leiden." Sie dachte an ihr Tüchlein, das gut verknotet sich über ihren Geldstücken rundete und nun schlaff war, wie eine aufgestochene Schweinsblase, der die Luft entwichen ist.

„Sie richten das Unheil an," wiederholte sie — „Aber sie zimmern auch dem Unglück das Särglein." Sie sah zärtlich zu ihrem Manne hin, dem der Schweiß der Arbeit in hellen Tropfen auf der Stirne stand.

Die Weiber sahen vom Brunnen aus das Holzstämmchen und sahen die Burschen, die es gefällt und geschält hatten und zuschneiden gingen.

Ihr Zorn verflog.

Das Unglück war geschehen und nichts war daran zu ändern. Sie waren von dem Würger verschont geblieben und das Leben schmeckte ihnen süß auf der Zunge, süß und köstlich, wie eine reife, goldrote Melonenscheibe.

Es war Herbst und leuchtend in dem Gebüsch von dem roten und gelben Laube. Die Sonne stand klar und warm am blauen Himmel und die Kastanien fielen von selbst aus den aufgeplatzten, stachlichten Schalen.

Es fehlte noch ein Endchen Zeit bis zum November. Das Totenglöckchen läutete hastig und unregelmäßig. Da sprangen sie heim, so eilig, daß das Wasser aus ihren Eimern auf die Gasse hüpfte und ihnen die Beine netzte. Sie hatten keine Zeit, dessen zu achten. Das Leben war kurz und süß, und sie hatten alle tief in die Augen der Burschen geschaut und besaßen Lippen, die durstig nach ihnen waren.

Die Berge stehen still und feierlich über dem Dorfe und recken ihre kahlen Felsen in die Bläue des Tages.

Sie sind die Unwandelbaren, die Ewiggleichen in dem Wandel; der unter ihnen atmete, seufzte, sich müdete, litt und liebte und starb. Sie sind die Dauerhaften, die Jahrhunderte unter dem Mantel tragen, der wie ein kostbarer Hermelin ihnen auf den Schultern ruht. Sie sehen auf den Wechsel herab, der aus Wiege und Grab besteht und der kurzen Spanne von Lust und Leben, die zwischen Abend und Morgen liegt.

Die Berner Bahnhoffrage.

Kopfbahnhof oder Durchgangsbahnhof? — Von Dr. E. T.

Im Juli d. J. ist vom Verwaltungsrat der Schweizerischen Bundesbahnen ein Projekt der Generaldirektion zur Verbesserung der Bahnhofverhältnisse in Bern genehmigt worden, das von jedem, dem die Zukunft der Bundesstadt in ihren Verkehrsverhältnissen nicht gleichgültig ist, studiert und von der gesamten Presse mindestens ebenso eifrig besprochen werden sollte wie in Biel, Thun oder Interlaken die dortigen „Bahnhoffragen" diskutiert worden sind. Das Projekt sieht folgende Veränderungen und Umbauten vor:

Abgrabungen an der Großen Schanze auf der ganzen